



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Leidig, Eugen: Die Wanderungen der ländlichen Bevölkerung in Preußen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

sondern wegen ihrer persönlichen Vertrauenswürdigkeit, Einsicht und politischen Parteistellung. Dann werden sie auch imstande sein, weitere Gebiete zu beherrschen, und nicht nur nach dem engen Standesinteresse zu urteilen.

Ideale Forderungen! Ja wohl, aber wer hat keine? Und ich denke, es ist immerhin nicht schlecht, wenn das Ideal eines Menschen auch etwas Ideales an sich hat.



Die Wanderungen der ländlichen Bevölkerung in Preußen

Von Eugen Leidig (in Marienwerder)



ie Wanderungen der ländlichen Bevölkerung von einem Bezirk in den andern und von dem platten Land in die Städte haben in Deutschland und Preußen in den letzten Jahrzehnten einen solchen Umfang angenommen, daß sie nicht mehr bloß Gegenstand des Studiums der Theoretiker, sondern auch ernster Erwägungen unsrer Politiker geworden sind. Namentlich seit die Ergebnisse der Volkszählung vom 1. Dezember 1890 gezeigt haben, daß gegenüber dem schnellen Wachstum der Bevölkerung in den Großstädten und in den Industriebezirken die landwirtschaftltreibenden Provinzen des Ostens nur eine geringe Zunahme, ja sogar zum Teil eine Abnahme der Bevölkerung aufweisen, wurde der Abzug der ländlichen Arbeiterbevölkerung des Ostens, seine Ursachen und die Mittel dagegen in den Kreis der politischen Erörterung gezogen, und in Preußen haben auch schon gesetzgeberische und Verwaltungsmaßregeln versucht, teils die Ursachen dieser Bewegung zu beseitigen, teils ihre Folgen für den landwirtschaftlichen Betrieb abzuschwächen.

Die Wanderbewegung der ländlichen Bevölkerung in Deutschland ist alten Ursprungs. Schon seit dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert zieht in immer wachsendem Umfange die Bevölkerung vom Lande in die rasch aufblühenden Städte, und noch viel größere Massen wandern über die Grenzen der heimatlichen Gaue hinweg in die den Slawen entrissenen neuererschlossenen Marken. Das ganze Flachland zwischen Elbe und Niemen und darüber hinaus bis zur Düna, tief nach Polen hinein und bis nach Ungarn, ist in den Jahr-

Grenzboten IV 1895

hundertern von dem Aussterben der sächsischen Kaiser bis zum Ausgange des Mittelalters von Deutschen in mehr oder minder geschlossenen Massen besiedelt worden. Eine der größten Thaten unsers Volks, aber eine Erscheinung, die damals ebenso wenig wie heute ohne wirtschaftliche Nachteile für die Zurückbleibenden blieb, der Kampf gegen das Pfahlbürgertum der Städte, ist ja gerade aus dem wirtschaftlichen Nachteil, den der Abzug in die Städte den Grundherren brachte, zu erklären. Die Zeit vom Anfange des sechzehnten bis zur Mitte unsers Jahrhunderts ist dann allerdings frei von Wanderungen größern Umfangs; und wie konnte es auch anders sein, da die rechtliche Freiheit, den Ort zu wechseln, der Landbevölkerung mehr und mehr abhanden gekommen war: sie war, wie es bezeichnend heißt, *glebae adscriptus*, der Scholle hörig geworden. Erst der Anfang unsers Jahrhunderts sprengte diese Fesseln, und sobald sich die Landbevölkerung der neuen Freiheit bewußt geworden ist, beginnt auch wieder die Wanderung, erst in kleinen Rinnsalen, bis sie dann zu einem mächtigen Strom geworden ist, der wohl seine Richtung ändert, das einermal seine Hauptmassen über das Weltmeer sendet, das andremal im wesentlichen innerhalb des Landes von Osten nach Westen, vom Lande zur Stadt fließt, immer aber ununterbrochen weiterströmt und nicht so bald versiegen wird.

Nicht die Ursachen, wohl aber der Charakter der Wanderungen hat sich im Laufe der Jahrhunderte geändert. Im Mittelalter verlegte der Stamm, die Nachbarschaft ihre Wohnsitze; auch bei der großen Kolonisation des Ostens fand die Ansiedlung der Deutschen stets gruppenweise statt, und wohl immer waren wenigstens die ersten Ansiedler mit einander durch das Gefühl des Stammeszusammenhangs, wenn nicht der Nachbarschaft, verbunden. Heute geht jeder, wohin ihn sein Stern führt, der Franke wohnt neben dem Baier, der Ostdeutsche neben dem Süddeutschen; an der Stelle der organisirten Stammeswanderung ist heute die unorganisirte Einzelwanderung getreten, und nur die Sachfengängerei hat noch etwas von dem alten Charakter bewahrt.

Früher war im großen und ganzen jede Wanderung auch ein Abwandern, der Fortziehende verließ für immer die heimatliche Scholle. Heute gehen zwei Bewegungen neben einander her. Erstens das wirkliche Abwandern, sodann das Fortziehen auf Zeit, ein Hin- und Herwogen der Bevölkerung, ein Hinfluten nach Westen im Frühjahr und ein Zurückfluten im Herbst, wie bei den Sachfengängern, oder in geringerm Umfang auch ein Eintreten in die Industrie während des Winters, ein Zurückgehen zur Landwirtschaft für den Sommer.

Die Ursachen beider Arten der Wanderungen hängen zusammen, ihre Folgen sind verschieden. Voraussetzung alles Wanderns ist die rechtliche Freiheit der Massen; ohne sie mögen einzelne, selbst viele einzelne ihren Ort wechseln, aber Massenwanderungen sind unmöglich. Aber noch eine andre Voraussetzung

braucht die Einzelwanderung: wilde Völker können zusammen wandern, der Einzelne, der fortzieht, muß über ein gewisses Maß von Bildung verfügen; es muß ihm bereits gegeben sein, über seine Umgebung nachzudenken, sie mit den Nachrichten über die Fremde zu vergleichen und den doch immer bedeutungsvollen Entschluß zu fassen, sich von den gewohnten Verhältnissen zu trennen und in die Ferne hinauszuziehen. Es ist das ein Entschluß, der immer schon ein hohes Maß von persönlichem Bewußtsein erfordert. Daher ist die Einzelwanderung, wie groß auch sonst ihre Nachteile sein mögen, völkerpsychologisch betrachtet, ein Fortschritt gegen die Stammeswanderung; nur bei Kulturvölkern findet sich Einzelwanderung.

Voraussetzung aller heutigen Wanderung ist ein gemeinsamer psychologischer Untergrund, auf dem der Wanderungsentschluß reift, die Unzufriedenheit mit den gewohnten Verhältnissen, das Streben aus der Enge heraus, die Hoffnung, daß das neue auch das bessere sei. Solche allgemein menschliche Gedanken wirken jedoch auf die Volksseele zu verschiedenen Zeiten verschieden stark. Es ist ungemein reizvoll, dieses Auf und Nieder der Strömungen in der Volksseele zu erforschen, und es wird gewiß gelingen, hier noch Verbindungen mit der allgemeinen Kulturentwicklung unsers Volkes und der Menschheit zu finden. Heute ist noch alles dunkel, nur so viel steht fest, daß solche Erregungen der Volksseele vorhanden sind, daß sie abnehmen, schwinden und wieder neu erscheinen; sie sind notwendig, um das Volk oder dessen einzelne Teile empfänglicher zu machen für die Aufnahme von Gedanken, die ihm sonst gleichgiltig wären, um es anzuspornen zu thätigem Handeln für Ziele, die es sonst teilnahmslos abseits liegen ließe. Solche Erregungszustände der Volksseele sind die mächtigsten Förderungsmittel der Wanderungen. Woher käme sonst plötzlich das Auswanderungsfieber, das ganze Gegenden erfasst, Dörfer fast verödet, bis es auf einmal wieder ohne ersichtlichen Grund erlischt, Gleichmut und Ruhe in der Bevölkerung sich wiederfindet? Natürlich können solche Erregungen künstlich genährt und gesteigert werden, und das macht sich dann das oft unheilvolle Treiben der Agenten zu nutze, die daher mit Recht unter strenge Aufsicht gestellt werden. Aber solche Erscheinungen hervorzurufen, wie man behauptet hat, dazu reicht ihre Macht nicht aus, sie können nur Vorhandnes ans Licht bringen.

Aus solchen gemeinsamen psychologischen Voraussetzungen erwächst also der Entschluß zum Wandern, und in manchen, ja in vielen Fällen mag das genügen. Zur Erklärung der heutigen Massenwanderung sind aber doch noch greifbarere Ursachen als diese seelischen Stimmungen nötig.

Unter den politischen Parteien Deutschlands besteht über die wirtschaftlichen und sozialen Ursachen der Wanderung keine Einigkeit. In der volkswirtschaftlichen Wissenschaft dürfte dagegen die allgemeine Ansicht dahin gehen, daß die Besitzverteilung des platten Landes die wirtschaftliche Ursache der

Wanderungsbewegung bilde: sie ist größer bei ungünstiger Besitzverteilung, bei günstiger läßt sie nach.

Alle unparteiischen und sachkundigen Beobachter unserer ländlichen Arbeiterbevölkerung sind darüber einig, daß für die weitesten Kreise dieser Bevölkerungsklasse der Erwerb von eigenem Grund und Boden das Ziel alles wirtschaftlichen Strebens ist.

Nun kann aber schon seit mehreren Jahren nicht eigentlich mehr behauptet werden, daß dem ländlichen Arbeiter aus Mangel an Angebot die Möglichkeit genommen sei, Grund und Boden zu erwerben. Das traf schon für die jüngste Vergangenheit nicht zu, und seit Erlaß der Rentengütergesetze ist das Angebot von kleinen Grundstücken sogar recht beträchtlich. Die Zerstücklungen sind aber bisher wesentlich in solchen Gebieten erfolgt, wo ohnehin schon bäuerlicher Grundbesitz vorhanden war, gerade die bäuerlichen Grundstücke wurden zer schlagen, während der Großgrundbesitz bis vor wenigen Jahren immer noch darnach strebte, sich abzurunden und zu vergrößern. Zerstücklungen größerer Güter sind bis in die letzte Zeit sehr selten vorgekommen, und wo etwa der Versuch gemacht wurde, Arbeiterkolonien auf gutsherrlichem Lande zu schaffen, da ist er kläglich gescheitert.

Daraus ergibt sich, daß allerdings in den Gegenden, wo der Großgrundbesitz vorherrscht, wo er in geschlossenen Massen beieinanderliegt, die Gelegenheit, für den Arbeiter eignen Grund und Boden zu erwerben, erschwert ist, und da er hier das Ziel nicht erreichen kann, so treibt ihn sein wirtschaftliches Streben über das Weltmeer oder in die Städte. Nach aller Zeugen Urteil sind es meist die besten und strebsamsten Arbeiter gewesen, die auswandern. Aber nur vor der Abwanderung der Massen kann der Grundbesitz der kleinen Leute schützen, nicht vor dem periodischen Wandern; dies wird zum Teil gerade durch die feste Ansiedlung kleiner Rätner hervorgerufen. Wenn der Rätner nur soviel Land besitzt, daß er Lohnarbeit auffuchen muß, so wird er vielleicht bei dem benachbarten Besitzer arbeiten; aber in vielen Fällen, die Erfahrung beweist es, zieht er es vor, weiterzugehen, sich für einige Zeit den Beschränkungen und Entbehrungen, wie sie die Sachfengängerei mit sich bringt, zu unterwerfen, dann mit einer hübschen Geldsumme zurückzukehren und nun sein eigener Herr zu sein. Denn der zweite charakteristische Zug in dem Bilde, das unsere heutige ländliche Arbeiterbevölkerung des Ostens bietet — und das führt uns auf die sozialen Ursachen der Wanderung —, ist das Streben, als Einzelner sich sein Leben individuell auszugestalten, nicht mehr bloß ein Glied einer Lebens- und Arbeitsgenossenschaft zu sein, wie das für den Bauern bis zur Aufhebung der Erbunterthänigkeit galt, und wie es noch heute den Lebensinhalt des Instmanns bildet. Jeder will für sich selbst etwas bedeuten und sein Leben nach seinen Anschauungen führen. Dieses individualistische Streben, das unsere Landbevölkerung erfaßt hat, hat sich bei

dem Bauer zu dem Bauerntroß und dem Bauernstarrsinn ausgebildet, dem Charakterzuge, der ihn zu einem wirtschaftlich wie politisch so wertvollen, aber auch schwer zu verstehenden und schwer zu behandelnden Menschen gemacht hat. Beim Landarbeiter entsteht dieses Streben, dieses Gefühl des Wertes der eignen Persönlichkeit erst jetzt, aber es stellt denselben Fortschritt in der geistigen und Kulturentwicklung des ländlichen Arbeiters dar, wie ihn die letzten drei Menschenalter für den Bauer herbeigeführt haben. Es hängt zusammen mit dem Übergang von der Naturallohnung zum Geldlohne.

Es ist in letzter Zeit viel darüber geschrieben worden, daß gerade dieser Übergang zum Geldlohne die Hauptschuld an den Schwierigkeiten trage, die in Deutschland und Preußen unter der Bezeichnung: ländliche Arbeiterfrage zusammengefaßt werden. Man hat ausgeführt — und es ist das von hervorragenden Kennern unsrer ländlichen Arbeiterverhältnisse geschehen —, daß früher bei der Naturallohnung den Gutsbesitzer und seine Arbeiter gleiche Interessen verbunden hätten, für beide hohe Getreide- und Viehpreise wünschenswert gewesen seien; heute bei der immer mehr zunehmenden Geldlohnung müsse der Arbeiter gleich dem städtischen Proletarier niedrige Preise für die Erzeugnisse der Landwirtschaft fordern, da er, wie der Städter, nur Konsument sei. Mögen diese Ausführungen über die frühere Harmonie und den jetzigen Gegensatz der Interessen richtig sein oder nicht, darin stimmen doch alle Beobachter überein, daß das ganz allgemeine Verlangen der ländlichen Arbeiter jetzt auf die Einführung des Geldlohnes hindrängt. Solchem allgemeinen Verlangen einer ganzen Bevölkerungsschicht kann auf die Dauer nicht widerstrebt werden. Aber der Übergang ist ebenso mit mannigfachen Schwierigkeiten und wirtschaftlichen Nachteilen verknüpft, wie das seinerzeit bei der Bauernbefreiung der Fall war. Hier liegt eine weitere Hauptursache des Abwanderns der ländlichen Arbeiter. Die Industrie bietet höhere Löhne, die Stadt gewährt die größere Möglichkeit, sich sein Leben nach seinem persönlichen Belieben einzurichten, und so ziehen denn jahraus jahrein Scharen gerade der kräftigsten und arbeitsfähigsten Leute vom Lande hinweg, vermehren das städtische Proletariat und entblößen das platte Land von Menschen und Arbeitskräften.

Gewiß sind das schwere und ernste Folgen, die die soziale Entwicklung der Landbevölkerung mit sich bringt, aber wir wollen deshalb doch nicht die energische geistige Bewegung verkennen, die sich in dieser sozialen Erscheinung bemerklich macht. Ich gebe zu, daß die große Mehrzahl der Landarbeiter, die zur Stadt und in die Industrie geht, nur größeres Wohlleben, mehr Vergnügen, mehr Abwechslung erstrebt, als sie das eintönige Leben im Dorf und auf dem Gute zu bieten vermag. Ebenso wahr ist es, daß vielleicht ein Hauptreiz der Sachsehgängerei darin besteht, daß die nicht unbeträchtlichen Geldsummen, die der Arbeiter am Schluß seiner Arbeit übrig behält, ihm die Möglichkeit geben, während des Winters zu feiern. Immer sind es nur wenige, die den Fort-

schritt wirklich zum Guten wenden, aber diese wenigen bestimmen doch über den Charakter der Bewegung, sie ziehen die Masse nach sich, und was anfangs Vorrecht der Edelsten war, ist nach einem Menschenalter oder mehr Gemeinbesitz geworden, und schließlich ist wirklich ein Schritt weiter in der Kultur-entwicklung des Volkes gethan. So ist es immer gewesen, und unsre Landarbeiter machen darin keine Ausnahme. Auch unter ihnen ist heute das Streben der Besten, selbständig zu werden, sozial in die Höhe zu kommen. Zunächst bietet ihnen die Industrie und die Stadt mehr Aussichten dazu, aber in dem Wettkampfe ist meines Erachtens der schließliche Sieg der Landwirtschaft sicher, denn hier kann der Arbeiter zum Herrn auf seinem eignen Grund und Boden emporsteigen, in der Industrie wird auch der geschickte und fleißige in der Mehrzahl der Fälle auf den untern Sprossen der sozialen Stufenleiter stehen bleiben müssen.

Mag es sich nun um gänzlichcs Auswandern vom platten Lande handeln, oder mögen die Sachfengänger nur zeitweise in andre Gegenden auf Arbeit ziehen, beide Bewegungen haben in den östlichen Provinzen Preußens, die wesentlich auf den Betrieb der Landwirtschaft angewiesen sind, einen empfindlichen Arbeitermangel hervorgerufen. Und nicht nur, daß die Arbeitskräfte für den landwirtschaftlichen Betrieb knapp geworden sind, die zurückgebliebenen Arbeiter sind zum großen Teil auch schlechter. Denn wie gesagt, es sind gerade die tüchtigsten und kräftigsten Leute, die wegwandern. So bringt die Wanderung für den ländlichen Besitzer große Schwierigkeiten, denn im Osten tritt das Frühjahr erst spät ein, und die landwirtschaftlichen Arbeiten drängen sich auf wenige Monde zusammen. Da heißt es mit aller Anstrengung schaffen, um sich die Ernte zu sichern. Wie sehr unter diesen Umständen der landwirtschaftliche Betrieb gehemmt wird, läßt sich leicht ermessen. Nimmt man noch hinzu, daß die Löhne natürlich steigen müssen, wenn Arbeiternot ist, während die Landwirtschaft des Ostens bereits seit Jahren unter dem Preisdruck der Kornfrüchte leidet, so lassen sich die Klagen der ländlichen Besitzer, wie sie in unsern Parlamenten und in der Presse laut geworden sind, wohl verstehen, zumal da auch noch einige andre, mehr äußerliche Umstände, wie z. B. die Ordnung des Unterstützungswohnhauses, die landwirtschaftstreibenden Gegenden zu Gunsten der Städte und Industriebezirke zu benachteiligen scheinen. Hier hat aber die Gesetzgebung bereits begonnen, Wandel zu schaffen.

Der Mangel an Arbeitskräften zu der Zeit, wo sie die Landwirtschaft nötig braucht, ist eine gemeinsame Folge beider Wanderungsarten. Im übrigen aber sind sie getrennt zu behandeln. Die Sachfengängerei, das Wandern auf Außenarbeit während des Sommers, mag für einzelne Gegenden Nachteile haben, betrachten wir aber die östlichen Provinzen Preußens als Ganzes, so schafft sie doch eine Ausgleichung der Arbeitskräfte innerhalb desselben Gebiets. Die hoch entwickelte Landwirtschaft in Sachsen, Brandenburg, Niederschlesien

könnte ohne diesen Zuzug fremder Arbeiter gar nicht bestehen; daher hat auch jeder Versuch, ihr den Bezug dieser Arbeitskräfte zu erschweren, sofort lauten Widerspruch bei ihr hervorgerufen. Aber dieses periodische Abwandern geschieht ja nicht nur über weite Entfernungen hin, auch in viel kleinern Kreisen wiederholt sich dieselbe Erscheinung. In Westpreußen sind die reichen Weichselniederungen mit ihrer hochentwickelten Kultur ebenfalls darauf angewiesen, zum Landwirtschaftsbetrieb fremde Arbeitskräfte heranzuziehen, die teils aus den armen Teilen der Provinz oder auch aus dem angrenzenden Ostpreußen kommen. Und ähnliches ließe sich vielfach nachweisen. Auf dem ganzen großen Gebiete östlich von der Elbe ist eine große Anzahl von Gegenden, die auf den Zuzug ländlicher Arbeiter angewiesen sind, und die Arbeiterwanderung strömt über dieses Gebiet in zahlreichen, oft wunderbarlich gestalteten Rinnsalen. Schon daraus ergibt sich, daß wir es bei diesem periodischen Abwandern mit einer Dauererscheinung zu thun haben, mit Thatsachen, die eng mit der ganzen heutigen Gestaltung des Landwirtschaftsbetriebs zusammenhängen. Wo nur immer Hackfrüchtekultur betrieben wird, da wird auf den Zuzug fremder Arbeitskräfte gerechnet.

Ist aber diese innere Wanderung der ländlichen Bevölkerung etwas bleibendes, so muß sie auch die Verhältnisse auf dem platten Lande umgestalten. Wo Wanderarbeiter in Dienst stehen, muß sich das altpatriarchalische Verhältnis, wie es früher und vielfach auch heute noch zwischen Dienstherrn und Arbeiter bestand, schnell auflösen. An die Stelle der alten Beziehungen des Gutsherrn zum Instmann, die vielfach noch einen halb öffentlichen Charakter haben und an die Zeit der Erbunterthänigkeit mit ihrer Gebundenheit des Mannes, aber auch der teilnehmenden Fürsorge des Herrn erinnern, tritt der moderne Arbeitsvertrag mit den scharf umgrenzten Rechten und Pflichten beider Parteien; mit dem steten Wandern in andre Gegenden hört die Abgeschlossenheit gerade der ärmlichen Teile des Landes auf, der alte Stammescharakter schleift sich ab, es dringen neue Sitten ein, die junge Mannschaft bringt im Herbst neue politische Anschauungen, andre wirtschaftliche Bedürfnisse, als sie die Alten kannten, nach Hause. Kaerger in seinem Buche „Die Sachfengängerei“ bestätigt es, und ich habe es auch sonst von guten Beobachtern gehört, daß die Kultur der ländlichen Bevölkerung in den Gegenden, aus denen die Sachfengänger herkommen, von dieser Erscheinung doch Vorteile zieht, wenn sich auch dabei manches unerfreuliche zeigen mag. So wird man der Sachfengängerei nicht grundsätzlich abhold sein dürfen. Man mag versuchen, die Schwierigkeiten, die sie dem Einzelnen bringt, abzuwehren, aber für weite Kreise nicht nur der ländlichen Arbeiterbevölkerung, sondern auch des ländlichen Besitzes ist sie eine Notwendigkeit.

Anders ist die Stellung zu jener Wanderung, die den Fortziehenden für immer in die Industriebezirke und in die Städte führt. Gewiß muß auch

diese Wanderung fortbestehen, denn wie könnte das Volk einheitlich fühlen, wenn nicht tausend Beziehungen Land und Stadt, Landwirtschaft und Industrie mit einander verbänden! Aber es bleibt doch zu erwägen, ob nicht zu Zeiten diese Wanderung einen viel zu großen Umfang angenommen hat. Endlich ist man in Preußen heute darüber nicht mehr zweifelhaft, daß die Auswanderung über die Landesgrenzen ein Verlust für uns ist. Diese Wanderungen rufen nicht bloß Arbeitermangel hervor, sie verschlechtern auch den Altersaufbau der ländlichen Bevölkerung, sie bewirken, daß eine große Zahl noch nicht oder nicht mehr arbeitsfähiger Personen von verhältnismäßig wenigen ernährt werden muß, sie vermindern damit für diese wenigen die Möglichkeit, über die Befriedigung ihrer Bedürfnisse hinaus Kapital zurückzulegen, und sie führen daher notwendig dazu, daß die wirtschaftliche Überlegenheit der Städte, der Industrie immer größer wird. Diese Abwanderung schädigt aber auch ferner unsere Volkskraft, sie vermindert die Zahl der Landbebauer, die bei ihren engen Beziehungen zur Natur, in ihrer Beschäftigung, ihrer Lebensweise und ihrer Denkart dazu bestimmt sind, der Jungbrunnen der Nation zu sein, aus dem alle Stände immer wieder körperlich und geistig frische Kräfte erhalten. Solcher Wanderung und ihren Folgen entgegenzutreten ist staatsmännische Pflicht.

Die Diagnose des Übels hat uns auch schon das Heilmittel gegeben. Sind wir darüber einig, daß die ungünstige Besitzverteilung in vielen Gegenden des platten Landes eine Hauptursache der Wanderung ist, so muß diese beseitigt werden, und sind wir darüber einig, daß es dem ländlichen Arbeiter sein Lohn ermöglichen muß, sozial vorwärtszukommen, was er jetzt in höherem Maße von seiner Beschäftigung in der Industrie hofft, so muß auch hier Wandel zu schaffen versucht werden. Das ist aber auf verschiedene Weise möglich. Man kann die ländlichen Besitzer in ihrer wirtschaftlichen Lage mit den Machtmitteln des Staats so stärken, daß sie imstande sind, gleiche Löhne wie die Industrie zu gewähren — ein gefährliches und in seinen Erfolgen unsicheres Verfahren —, oder man kann es dem ländlichen Arbeiter erleichtern, sozial vorwärtszukommen, in erster Linie dadurch, daß man es ihm erleichtert, Grundbesitz zu erwerben. Ich habe schon in meiner „Preussischen Auswanderungspolitik“ darauf hingewiesen, und ebenso haben es dann Max Weber und von der Goltz betont, daß unter der ländlichen Bevölkerung eine soziale Stufenleiter geschaffen werden, daß die Möglichkeit geboten werden müsse, vom Instmann zum Rätner und weiter zum Kleinbauern und zum bäuerlichen Besitzer emporzusteigen. Die preussische Regierung hat auch schon begonnen, durch staatliche Maßregeln, wie die Rentengütergesetzgebung, eine andre Verteilung des ländlichen Besitzes einzuleiten. Nicht etwa die Vernichtung des großen Besitzes ist dabei das Ziel, aber allerdings wird erstrebt, den Stand der kleinen Bauern zu stärken, und damit die Bevölkerung auf ihrer Scholle zu halten, nicht wie früher durch rechtlichen Zwang, sondern durch die Freude an der

wirtschaftlichen Selbständigkeit, durch das Band, das zwischen dem Menschen und der Mutter Erde gerade in unserm Volke von jeher so innig gewesen ist. Durch solche Maßregeln dürfen wir hoffen, daß unsre ostbewährte Volkskraft auch die Nachteile, die uns die Wanderungen schaffen, überwinden wird.



Die Prügelstrafe in der Volksschule

Von Joseph Müller (in München)

(Schluß)



ber auch auf die Intelligenz übt die Dressur ihre schlimmen Wirkungen. „Der militärische Gehorsam als Eigenschaft eines ganzen Volks ist eine sehr bedenkliche Tugend und macht steif, bindet die Initiative und dörret den Geist aus. Preußen hat seinen Bedarf an Geist meist aus den deutschen Kleinstaaten gedeckt, und unsre Kolonisationsversuche fallen zum Teil deshalb so wenig befriedigend aus, weil unser Volk unter der militärischen Dressur die Spannkraft und Selbständigkeit der Entschließungen, die Fähigkeit, ohne Weisung von oben in jeder Lage sich selbst zu helfen — Eigenschaften, die den Engländer auszeichnen —, zum Teil verloren hat“ (Grenzboten 1893).*)

Und doch muß im Staate, der auf dem Prinzip der Macht aufgebaut ist und mit allen möglichen Elementen zu rechnen hat, die Autorität eine weit festere und imponirendere Stellung einnehmen als in der Schule, wo die Kinderwelt ein viel weiches, lenkames und reineres Material bietet, wo der Zweck höher ist als bei der Polizei, die Einwirkung inniger. Mit dem Oderint, dum metuant kann sich allenfalls eine Herrschernatur wie Tiberius, Philipp II., Napoleon, aber niemals ein einsichtsvoller Erzieher zufrieden geben. Darum haben alle besonnenen Pädagogen wie Herbart, Schleiermacher, Fichte die Furcht als Erziehungsmittel verworfen und die schwerern Strafen aus der Schule verbannt und für Beweise der Unfähigkeit des Erziehers er-

*) Ebenda: „Die sozialdemokratischen Thorheiten konnten sich deshalb so massenhaft verbreiten, weil der fortgesetzte Schuldrill, der nur auf formelle Kenntnisse geht, dem Gehirn der deutschen Jungen mehr Rezeptivität zum Aneignen fremder Gedanken als Produktivität im eignen Denken verliehen hat.“